

Leuchtfeuer im Chaos

„Schwarze“ Pädagogik, Waldorf und Montessori oder Early Excellence: Unserem Autor ist alles schon begegnet, deshalb nimmt er uns mit auf eine ganz persönliche Reise durch die verschiedenen pädagogischen Ansätze.

LUDGER PESCH



Ich bin immer noch ein Nazi“, übertitelte Jürgen Henningsen einen Essay, der in den siebziger Jahren erschien. Wie kam der Professor, der einer meiner wichtigsten akademischen Lehrer und linker Sozialdemokrat war, zu dieser irritierenden Aussage? Zumal er zusammen mit seiner Frau mehrere Waisen aus unterschiedlichen Weltregionen adoptiert hatte – nicht zuletzt, um zu zeigen, dass alle Menschen gleichwürdig sind. Er war also offensichtlich kein Rassist. Aber in seinem Essay zeigte er, dass sich in den Tiefenschichten seiner Psyche hartnäckig Reste einer totalitären Gesinnung halten. Dies zeige sich zum Beispiel dann, wenn er das Kollektiv gegenüber dem Individuum bevorzuge.

Seiner Meinung nach konnte der Faschismus deshalb so grausame Massaker anrichten, weil die Täter sowohl das eigene wie das Leben der anderen gering achteten. Dafür steht der berühmte Satz: „Deutschland muss leben, und wenn wir sterben müssen!“, mit dem seit dem Ersten Weltkrieg junge Menschen aufwuchsen. Später hieß es dann noch kürzer: „Führer, befehl – wir folgen dir!“

Eines der wichtigsten deutschsprachigen Bücher zur Säuglingspflege war seit 1934 das Buch „Die deutsche Mutter und ihr erstes Kind“ der Ärztin Johanna Harrer, in dem sich Sätze finden wie: „Die Überschüttung des Kindes mit Zärtlichkeiten kann verderblich sein und muss auf die Dauer verweichlichen. Eine gewisse Sparsamkeit in diesen Dingen ist der deutschen Mutter und dem deutschen Kinde sicherlich angemessen.“ Wenn das Kind schreie, solle man es schreien lassen. Das kräftige die Lungen und härte ab. Das Buch wurde millionenfach fast unverändert bis 1987 aufgelegt. Ich fand es auch im Bücherregal meiner Mutter.

Harrers Buch ist die Klammer zwischen einer „braunen“ und einer

„schwarzen“ Pädagogik. Die katholische Prägung der Elternhäuser meiner Eltern hat sie zwar vor direkter Verstrickung mit dem Faschismus bewahrt. Auch heute noch haben rechtsextreme Parteien in katholisch geprägten Regionen Deutschlands signifikant weniger Anhänger. Autoritäre Denkmuster waren jedoch in bis in die 1970er-Jahre hinein in unterschiedlichsten Milieus weit verbreitet, akzeptiert und oft auch ideologisch begründet. Die Erziehung, mit der ich in einem katholischen Internat neun Jahre lang konfrontiert wurde, verwies auf einen strengen und straffenden Gott, der seine Stellvertreter auf Erden in strengen und straffenden Männern fand. Sie traten auf als Vater, Priester, Erzieher, Direktor oder Lehrer. Allen sollte Gehorsam geleistet werden, denn ihre Autorität wurde durch eine höhere Macht legitimiert. Wer sich dagegen auflehnte, machte sich objektiv schuldig. Ein Motto unserer Erzieher lautete: „Wer diese Schule verlässt, wird entweder Heiliger oder Verbrecher!“ Und dass wir keine Heiligen waren, wussten wir ja schon ...

Absoluter Gehorsam stand in der Erziehung lange Zeit über allem.

Tricksen und Täuschen erlaubt

Tricksen und Täuschen erlaubt

Kleine Fluchten boten im Internat zwei Jugendverbände. Zusammen mit meinen engeren Freunden entschied ich mich für denjenigen der beiden Verbände, der nur mit einem grünen Hemd als Erkennungszeichen auftrat und nicht mit einer uniformähnlichen Bekleidung. Hier waren zunächst Zeltfahrten in die Umgebung möglich, die irgendwann auch die Gelegenheit boten, außerhalb der Aufsicht der Erwachsenen Alkohol und Zigaretten zu konsumieren sowie Mädchen kennenzulernen – alles betraf verbotene Sehnsüchte. Später erarbeiteten wir uns in Projektgruppen historisches, kulturelles, pädagogisches und politisches Wissen. Der Jugendverband

wurde mein nonformales und informelles Bildungsparadies, in dem endlich intrinsisch motivierte Lernprozesse möglich waren. Und er wurde außerdem ein solidarisches Umfeld, um seelische Verletzungen aufzuarbeiten, in deren Folge wir dann auch subversive Akte der Selbstbehauptung riskierten.

Einmal wurde danach aus erkenntnisdienlichen Gründen meine Schreibmaschine eingezogen, um zu untersuchen, ob ein ironisches Pamphlet auf ihr geschrieben worden war. Ich hatte dazu jedoch das Gerät eines garantiert unverdächtigen Mitschülers ausgeliehen – natürlich ohne dessen Wissen. Unter dem Druck der widrigen Umstände hatte ich gelernt, zu tricksen und zu täuschen, was Jürgen Henningsen in einem seiner originellen Bücher als legitimes Erziehungsziel beschreibt. Heute würde ich formulieren: Adulterismus und andere Formen der Herrschaft erzwingen die Maskerade der Schwachen, das schafft eine verborgene Zone der Selbstbestimmung. Der Jugendverband war für mich das, was heute im Hort für Kinder der erwachsenenfreien Rückzugsort ist: absolut notwendig.

Ehrenamtliche Funktionen im Jugendverband blieben mein fortlaufendes Praktikum, während ich Theologie und Erziehungswissenschaften sowie reichlich viele Nebenfächer studierte. Unsere Leitungskräfte im Jugendverband waren von der Kritischen Theorie und der emanzipatorischen Pädagogik inspiriert, beide wurden für mich wichtige theoretische Bezugspunkte meiner Vorstellung von Bildung und Erziehung. Emanzipatorische Jugendarbeit bedeutet, dass sich die Themen „aus den Lebenszusammenhängen der Teilnehmer entwickeln“ und dass „als selbstverständlich geltende Normen, Einstellungen und Verhaltensweisen zu kritisieren“ sind. Sie soll zudem solidarisch den Wunsch von Heranwachsenden unterstützen, sich in Peergroups zu organisieren und dabei „individuell

erfahrene Probleme als kollektive zu entdecken“, wie es der Erziehungswissenschaftler Hermann Giesecke formuliert.

Die Kritische Theorie in der Tradition der Philosophen Theodor W. Adorno und Max Horkheimer entwickelte eine Gesellschaftstheorie, die Herrschafts- und Machtstrukturen im Interesse einer Gesellschaftsveränderung herausarbeitete. Vor allem Theodor W. Adorno hat dies in seiner „Erziehung zur Mündigkeit“ mit pädagogischen Überlegungen verbunden. Im Theologiestudium fand ich viele Bezugspunkte dazu in der Politischen Theologie und der Befreiungstheologie Lateinamerikas. Dass die Befreiung des Einzelnen und die Befreiung der Gesellschaft immer zusammengehen müssen, ist eine

ihrer zentralen Forderungen. Das verlangt eine Abkehr von einer „bürgerlichen Religion“ – wie es der Theologe Johann Baptist Metz genannt hat – und eine Hinwendung zu den Leidenden und Schwachen. Ich war erbost, als sich unter Papst Johannes Paul II. die Kirchenleitung gegen die Befreiungstheologinnen und -theologen wandte, während sie aber scheinbar mit den rechten Diktaturen Lateinamerikas kaum Probleme hatte.

Gegen das System

Irgendwann wurde ich von Freunden eingeladen, als Ferienbetreuer mitzufahren in ein kinderfreundliches Land. Gemeint war die DDR. Darüber kam ich erstmals in Kontakt mit der realsozialistischen Pädago-

gik, bei der ich viele strukturelle Ähnlichkeiten zu der mir bestens bekannten „schwarzen“ Pädagogik entdeckte. Die Begründungen waren andere, die ideologische Hartleibigkeit und Aufdringlichkeit waren aber sehr ähnlich. Hier wie dort ging es um angeblich objektive Tatsachen, deren Vertreter unbedingte Gefolgschaft forderten. Und hier wie dort gab es – Gott sei Dank – auch auf vielen Ebenen Dissidentinnen und Dissidenten, die teils verborgen, teils offen ihren Widerstand lebten. Meine Sympathie galt jenen, die das DDR-Sandmännchen in Panzerfahreruniform „verlegt“ hatten oder die ein Loriot-Porträt dort anbrachten, wo üblicherweise das Bild des Staatsratsvorsitzenden zu hängen hatte. In das Ferienlager bin ich als



Die Philosophen Max Horkheimer (l.) und Theodor W. Adorno haben mit ihrer Gesellschaftstheorie auch die Pädagogik beeinflusst.

überzeugter Pazifist nicht mitgefahren – aber ab Anfang der 1990er-Jahre versuchte ich mich dann in den östlichen Bundesländern in der Unterstützung jener pädagogischen Fachkräfte, die eine demokratische Erziehung entwickelten.

Autoritäre Verhaltensweisen hatte ich aber auch schon im westlichen Kindergarten kennengelernt. Der Kindergarten traditionellen Typs war von einem klaren, erwachsenenorientierten Regime gekennzeichnet. Nicht die Bedürfnisse der Kinder bestimmten den Ablauf und die Taktung, sondern ein festgelegtes Muster von Zeiten und Tätigkeiten. Der Geist Johanna Harrers war immer noch lebendig, die Parole „Hauptsache satt und sauber“ immer noch wirksam. Der Widerstand von Kindern ist aufgrund des Machtungleichgewichts leicht zu brechen. Sensible Erzieherinnen haben sehr darunter gelitten und Auswege gesucht, aber die Beharrungskräfte des Systems waren und sind stark.

Ganz genau hinschauen

Doch unter und neben autoritären Weltbildern entstehen immer auch Gegenentwürfe. Seit den 1970er-Jahren entwickelte sich aus der bundesdeutschen Curriculum-Revision des Bildungsforschers Saul B. Robinsohn der situationstheoretische Ansatz, der mehrere reformorientierte Konzepte zu seinen Quellen zählt. Darunter fallen die antiautoritäre Pädagogik von Alexander S. Neill, die Pädagogik der Unterdrückten von Paulo Freire, die Community Education und andere. Die Themen der pädagogischen Arbeit ergeben sich dabei aus der Lebenssituation der Adressaten. Es geht um Emanzipation der Menschen und Durchlässigkeit der Institutionen. Als Situationsansatz wurde dieses Konzept von Jürgen Zimmer und seinem Team im Deutschen Jugendinstitut und später in der Internationalen Akademie Berlin beständig weiterentwickelt. Im Situationsansatz fand ich ein auch theoretisch gut begründetes

Handlungskonzept, das anschlussfähig ist zur Kritischen Theorie, zur Befreiungstheologie und zur emanzipatorischen Pädagogik. Es fordert eine Sensibilität gegenüber allen Erscheinungsformen von Diskriminierung und einen Blick über den Tellerrand hinaus auf die gesellschaftlichen Bedingungen. Seine Kennzeichen – Lernen in realen Lebenssituationen, offene Arbeit, Erziehungspartnerschaft, Einmischung im Gemeinwesen – haben einen Standard gesetzt, der die Kita-Landschaft entscheidend verändert hat.

Mit der Geburt meiner eigenen Kinder begann die Geschichte biografisch indes von vorne. Autoritäre Muster und leere Rituale begegneten uns in manchen Kindergärten und Schulen. Die Forderung, auf die Begleitung der eigenen Kinder bei der Eingewöhnung zu verzichten, vorgeschriebene und starre Übergabezeiten, eine Unterdrückung von Partizipation von Kindern und Eltern ... all das und mehr noch begegnete uns. Mehrfach verließen wir Kindergärten und Grundschulen – und immer zog uns eine Reihe von Familien hinterher. Für unsere beiden Kinder fanden wir schließlich Einrichtungen, mit deren konzeptioneller Orientierung ich bis dahin eher gefremdet hatte. Einen besonders weiten Schritt gingen wir mit dem Wechsel unserer Tochter auf eine Waldorfschule. Aber hier überzeugte uns die Praxis: engagierte Fachkräfte mit Herz, eine didaktische Verbindung von Hand- und Kopfarbeit und Zutrauen in die schöpferischen Kräfte der Menschen. Wir fanden, was wir nicht mehr zu hoffen gewagt hatten: eine freundliche Schule.

Das eine Konzept gibt es nicht!

Unser Sohn besuchte öffentliche Schulen mit Montessori-Ausrichtung. Ich hatte die Montessori-Praxis bis dahin eher mit einer langweiligen Beschäftigung an lebensfernen, teuren Schnürrahmen verbunden; solche hatte ich mal im Keller eines Kindergartens abgestellt gefunden.

An unserer Schule lernte ich dagegen ungewöhnlich engagierte Lehrerinnen und Lehrer kennen, die auf ein Höchstmaß selbstgesteuerten Lernens bei gleichzeitig großer menschlicher Nähe setzten. Es war die erste Schule, auf der ich mich nicht gegen den Mainstream, sondern – mich im Gegenteil – für ihn engagierte.

Seit 2018 leite ich nun eine Einrichtung, die das Berliner Modell von Early Excellence zum Leitkonzept erklärt hat. Ich erkunde noch die theoretische Basis, aber die zentralen Aussagen haben mein Vertrauen geweckt und meine Sympathie: dass jeder Mensch, jedes Kind seinen einmaligen Wert, seine Exzellenz hat; dass Bildung und Erziehung nur auf, nicht gegen die Selbstbestimmung des Menschen gerichtet sein kann; dass Fachkräfte Eltern mit Respekt begegnen und sie zur Teilhabe einladen, und dass sich pädagogische Einrichtungen als Teil einer menschen- und kinderfreundlichen Infrastruktur verstehen.

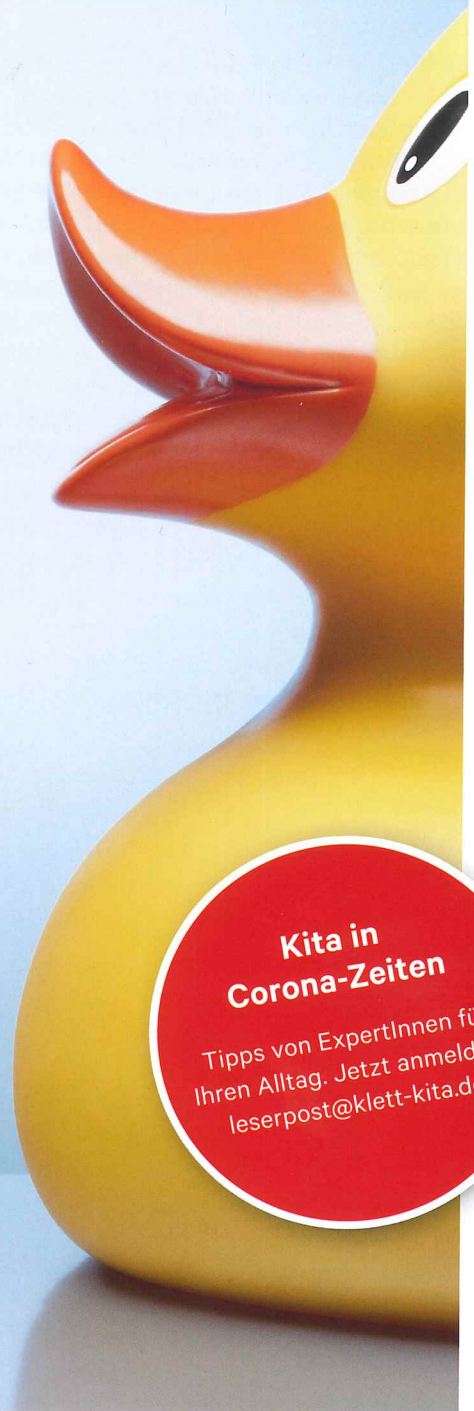
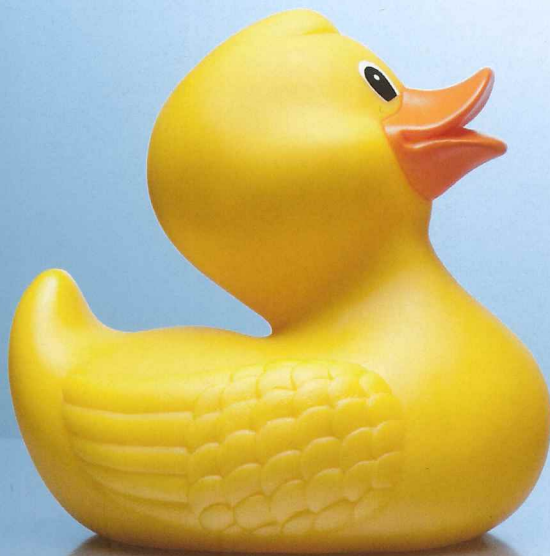
Mein vorläufiges Fazit: Es geht nicht ums Aus-Krenzen, Ein-Zimmern oder Ver-Steinern. Ich glaube(!), dass es nicht auf den Glauben an einen bestimmten, angeblich allein seligmachenden Ansatz ankommt. Überall fand und finde ich engagierte und überzeugende Fachkräfte. Bloße Gläubigkeit dagegen verspricht Handlungssicherheit, während in Wahrheit Demut angesichts einer immer fehlerhaften Praxis ansteht. Andererseits braucht man gute Leuchttfeuer, die einem in unübersichtlichen Lagen Orientierung geben und vor allem auch eine Basis für die selbstkritische Reflexion. Aus dieser kann sich dann eine zunehmend sichere und gute Praxis entwickeln. Manchmal gilt trotzdem: Ich bin immer noch ein Durchwurstler. ◀

Sie interessieren sich für die verwendete Literatur? Fordern Sie gern ein Verzeichnis an: tps-redaktion@klett-kita.de

TPS

Theorie und Praxis der Sozialpädagogik
Leben, Lernen und Arbeiten in der Kita

Mein konzeptionelles Vorbild



**Kita in
Corona-Zeiten**

Tipps von ExpertInnen für
Ihren Alltag. Jetzt anmelden:
leserpost@klett-kita.de

Den roten Faden im Blick

Wie eine lebendige
Konzeption entsteht **S. 8**

Wo wollen wir denn hin?

Offene Arbeit braucht
Selbstreflexion **S. 16**

Kommt mit auf Zeitreise

Ein persönlicher Blick auf
pädagogische Ansätze **S. 28**